

Leseprobe aus:

Lloyd Jones

Mister Pip



Alle nannten ihn *Pop Eye*. Schon damals, als dünnes Ding von dreizehn Jahren, dachte ich mir, er werde diesen Spitznamen wohl kennen, kümmere sich aber nicht darum. Seine Augen waren zu sehr an dem interessiert, was vor ihm lag, als dass sie uns barfüßige Kinder bemerkt hätten.

Er sah aus wie jemand, der viel Leid gesehen oder erfahren hatte und es nicht vergessen konnte. Die großen Augen standen so ungewöhnlich weit aus seinem großen Kopf hervor, als wollten sie ihm aus dem Gesicht springen. Sie erinnerten an jemanden, dem es nicht schnell genug gehen kann, aus dem Haus zu kommen.

Pop Eye trug jeden Tag denselben weißen Leinenanzug. In der drückenden Hitze klebten die Hosenbeine an seinen knöchigen Knien. Manchmal trug er eine Clownsnase. Dabei war seine eigene Nase schon dick genug. Er hätte diese leuchtend rote Knolle nicht gebraucht. Aber aus Gründen, die uns unbegreiflich waren, setzte er an bestimmten Tagen, die ihm etwas Besonderes bedeuten mochten, die rote Nase auf. Lächeln sahen wir ihn nie. Und wenn er dann noch die Clownsnase trug, schauten wir unwillkürlich weg, weil wir solche Traurigkeit noch nie gesehen hatten.

An einem Strick zog er einen Karren hinter sich her, auf dem Mrs. Pop Eye stand. Sie sah aus wie eine Eis-

königin. Fast alle Frauen auf unserer Insel trugen das Haar kraus, nur Grace hatte ihres geglättet. Sie türmte es hoch auf, und dieser Kniff ersetzte ihr die Krone. Sie wirkte so stolz, als wüsste sie nichts von ihren nackten Füßen. Man sah ihren mächtigen Hintern und fürchtete um den Klositz. Man dachte an ihre Mutter, ans Kinderkriegen und so Zeug.

Um halb drei nachmittags saßen die Papageien in den schattigen Bäumen und blickten hinunter auf einen menschlichen Schatten, der um ein Drittel länger war, als sie je einen erblickt hatten. Mr. und Mrs. Pop Eye waren nur zu zweit, doch es wirkte wie eine Prozession.

Die kleineren Kinder erkannten die Gelegenheit und liefen hinterher. Unsere Eltern schauten weg. Lieber starrten sie auf die wimmelnden Ameisen an einer fauligen Papaya. Manche standen untätig mit der Machete herum und warteten, bis das Schauspiel vorüber war. Für die Kleinsten war der Anblick nichts weiter als ein weißer Mann, der eine schwarze Frau zog. Sie sahen, was die Papageien sahen und was die Hunde sahen, die auf ihren abgemagerten Läufen saßen und gelegentlich nach einem summenden Moskito schnappten. Wir älteren Kinder ahnten eine größere Geschichte. Manchmal bekamen wir Gesprächsfetzen mit. Mrs. Watts sei ein total verrücktes Huhn. Mrs. Watts büße für eine alte Schandtat. Möglicherweise stecke auch eine Wette dahinter. Ihr Anblick brachte einen Hauch von Ungewissheit in unsere sonst so gleichförmige Welt.

Mrs. Pop Eye hielt einen blauen Schirm hoch, um sich vor der Sonne zu schützen. Es sei der einzige Sonnenschirm auf der ganzen Insel, hörten wir. Wir fragten nicht

nach all den schwarzen Regenschirmen, die wir sahen, und behielten die Frage für uns: Worin bestand der Unterschied zwischen all den schwarzen Regenschirmen und diesem Sonnenschirm? Nicht, weil wir vielleicht dumm dagestanden hätten, das war uns egal, aber wenn man mit solchen Fragen zu weit ging, konnte sich eine seltene Kostbarkeit in ein ganz gewöhnliches Ding verwandeln. Wir liebten das Wort, das sie dafür benutzten – *Parasol* –, und wollten es nicht einer blöden Frage wegen verlieren. Außerdem wussten wir, wer immer diese Frage stellte, würde eine Abreibung bekommen, und das geschähe ihm nur recht.

Die beiden hatten keine Kinder. Und wenn doch, dann waren sie erwachsen und lebten irgendwo anders, vielleicht in Amerika, in Australien oder in Großbritannien. Beide hatten Namen. Sie hieß Grace und war so schwarz wie wir. Er hieß Tom Christian Watts und war weiß wie unsere Augäpfel, nur kränklicher.

Auf dem Kirchenfriedhof standen ein paar Grabsteine mit englischen Namen. Auch der Doktor auf der anderen Seite der Insel hatte einen ganz und gar angelsächsischen Namen, obwohl er schwarz war wie wir alle. Und obwohl wir Pop Eye nur als Pop Eye kannten, sagten wir doch gerne «Mr. Watts», weil es der letzte dieser Namen war, den es in unserem Distrikt noch gab.

Sie wohnten allein im alten Missionshaus. Von der Straße aus konnte man es nicht sehen. Meine Mum erzählte, früher sei es von Gras umgeben gewesen. Aber seit der Pfarrer tot war, hatte die Kirche ihre Mission vergessen, und der Rasenmäher war verrostet. Bald wucherte der Busch rings um das Haus, und als ich geboren

wurde, waren Mr. und Mrs. Pop Eye aus dem Blickfeld der Welt verschwunden. Wir sahen die beiden nur, wenn Pop Eye erschöpft wie ein alter Klepper an der Brunnen-deichsel seine Frau auf dem Karren hinter sich herzog. Der Karren hatte ein Bambusgeländer. Auf dem ließ Mrs. Pop Eye ihre Hände ruhen.

Wer sich zur Schau stellen will, braucht ein Publikum. Aber Mrs. Pop Eye schenkte uns nicht die geringste Beachtung. Wir waren es nicht wert. Sie tat, als existierten wir nicht. Uns war das egal. Mr. Watts interessierte uns mehr.

Weil Pop Eye weit und breit der einzige Weiße war, starrten die Kleinsten ihn an, bis ihnen das Eis über die schwarzen Hände lief. Ältere Kinder holten tief Luft, klopfen an seine Tür und baten ihn um Mitwirkung bei ihrem «Schulprojekt». Wenn die Tür sich öffnete, erstarrten manche und glotzten ihn nur an. Ich kannte ein Mädchen, das ins Haus gebeten worden war. Das passierte nicht jedem. Sie sagte, es sei alles voller Bücher. Sie bat ihn, aus seinem Leben zu erzählen. Sie saß auf einem Stuhl, neben sich ein Glas Wasser, das er ihr eingeschickt hatte, den Bleistift in der Hand, das Notizbuch aufgeschlagen. Er sagte: «Meine Liebe, da ist viel geschehen. Ich erhoffe mir noch mehr davon.» Das schrieb sie auf. Sie zeigte es der Lehrerin, die ihren Unternehmungsgeist lobte. Sie brachte es sogar zu uns nach Hause und zeigte es mir und meiner Mum. So habe ich davon erfahren.

Aber nicht bloß dass er der letzte Weiße war, machte Pop Eye zu dem, was er für uns darstellte – in erster Linie ein wandelndes Geheimnis; er lieferte auch die Bestä-

tigung für etwas anderes, an das wir glaubten. Wir waren in der Überzeugung aufgewachsen, Weiß sei die Farbe aller wichtigen Dinge wie Eis, Aspirin, Bindfaden oder Mond und Sterne. In der Kindheit meines Großvaters waren weiße Sterne und der Vollmond noch wichtiger gewesen als heute, da wir Generatoren haben.

Als unsere Vorfahren die ersten Weißen sahen, glaubten sie, Geistern zu begegnen oder vielleicht Leuten, denen irgendein Unheil zugestoßen war. Die Hunde saßen mit eingeklemmtem Schwanz da und sperrten in Erwartung dessen, was da kommen würde, die Schnauze auf. Sie dachten an eine Überraschung. Vielleicht konnten diese Weißen rückwärtsspringen oder Saltos über Bäume schlagen. Vielleicht hatten sie auch etwas zu fressen dabei. Das hoffen Hunde ja immer.

Der erste Weiße, den mein Großvater gesehen hat, war ein schiffbrüchiger Segler, der ihn um einen Kompass bat. Mein Großvater wusste nicht, was ein Kompass ist; daher wusste er, dass er keinen hatte. Ich stelle ihn mir vor, lächelnd, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Er wollte nicht dumm erscheinen. Der weiße Mann fragte nach einer Landkarte. Mein Großvater wusste nicht, was das sein sollte, und so zeigte er auf die Schnittwunden an den Füßen des Mannes. Mein Großvater wunderte sich, dass die Haie sich diesen Bissen hatten entgehen lassen. Der weiße Mann wollte wissen, wo er gestrandet sei. Endlich konnte mein Großvater helfen. Auf einer Insel, sagte er. Der weiße Mann fragte, ob die Insel einen Namen habe. Mein Großvater antwortete mit dem Wort, das Insel bedeutet. Als der Mann nach dem Weg zum nächsten Einkaufsladen fragte, brach mein Großvater in lautes La-

chen aus. Er deutete auf eine Kokospalme und über die Schulter des Weißen dorthin, woher dieser gekommen war, auf den ganzen verdamnten Ozean voller Fische. Ich habe diese Geschichte immer gemocht.

Außer Pop Eye oder Mr. Watts und ein paar australischen Minenarbeitern hatte ich nur wenige lebende Weiße gesehen. Und auch die nur in einem alten Film. In der Schule hatte man uns den Besuch von Herzog Sowieso irgendwann im Jahr neunzehnhundertsoundso gezeigt. Die Kamera starrte unentwegt den Herzog an und sagte nichts. Wir schauten dem Herzog beim Essen zu. Er und die anderen Weißen trugen Schnurrbärte und weiße Hosen. Ihre Jacken waren zugeknöpft, und sie konnten nicht einmal richtig auf dem Boden sitzen. Sie rollten dauernd auf die Ellbogen. Wir Kinder mussten alle lachen über diese Weißen, die auf dem Boden sitzen wollten wie auf einem Stuhl. Sie bekamen Schweinsfüße in Bananenblättern gereicht. Man sah einen Mann mit Helm nach etwas fragen. Wir wussten nicht, was, bis ihm ein weißer Lappen gebracht wurde. Mit dem wischte er sich den Mund ab. Wir brüllten vor Lachen.

Meistens aber suchte ich meinen Großvater im Bild, eines der ausgemergelten Kinder, die barfuß in weißen Unterhemden heranmarschierten. Mein Großvater kniete als Zweiter von oben in einer Menschenpyramide vor den Schweinsfüße mampfenden weißen Männern mit Tropenhelmen. Danach sollte unsere Klasse einen Aufsatz über das schreiben, was wir gesehen hatten, aber ich hatte keine Ahnung, was das war. Ich hatte die Bedeutung nicht verstanden. Also schrieb ich über meinen Großvater und seine Geschichte vom schiffbrüchigen

Weissen, der wie ein Seestern an den Strand seines Dorfes gespült worden war, als es noch keine Elektrizität und kein fließend Wasser gab und man Moskau oder Rum nicht einmal vom Namen kannte.